



Der geerbte Kasten

Von Irmgard Gerlinde Stiller, geb. Leyer, Sofular

Im Jahrbuch 1976, Seite 73 bis 90, schrieb ich über unsere „Kasten und Kisten“ und ihre Rolle, die sie in unserem Leben als Bauern in der Dobrudscha gespielt haben, wie ich in den Besitz eines Kastens wie daheim gekommen bin, und daß eine Sterbende mir den Auftrag gegeben hatte, denselben samt Inhalt in Ehren zu halten. Der folgende Beitrag ist nun als Fortsetzung meiner Kaschtageschichte zu betrachten.

Fast ein ganzes Jahr stand mein geerbter Kaschta in meinem Hause, ohne ihn geöffnet zu haben. Ich wollte mir recht viel Zeit dazu nehmen, um seinen Inhalt in aller Ruhe zu untersuchen, um Stück für Stück herauszunehmen, und es seiner Bestimmung zuzuführen. Kleider, Wäsche, Mäntel, ja, selbst einige neue Stoffe hatte meine gute Tante Elsa zusammengetragen. Bestimmungsort: Heim, nach Sofular und Kobadin. Und welche Fügung! Durch die Flutkatastrophe 1970/71 in Rumänien kam ich in die glückliche Lage, mehr als 50 Zehnkilo-Pakete anzufertigen und sie zollfrei heimzuschicken. Leider wurden sie geplündert. Auf diese Weise kam so manches Stück wieder in sein Ursprungsland. Außer den Kleidungsstücken befand sich auch eine Pappschachtel mit alter, mitunter uralter Post. In vielen Monaten genauen Studierens dieser Briefe, Zettel, Zeitungen und Dokumente fand ich, daß sie noch viel wertvoller sind, als ich zuerst angenommen hatte. Und während ich diese Briefe lese, steigt eine andere, nein, „unsere“ Welt vor mir auf. Menschen, geliebte Menschen, die diese Briefe geschrieben und gelesen haben, stehen auf einmal greifbar nahe vor mir. Zugleich mit ihnen ersteht auch die alte Heimat, „unsere Welt“, und ich spüre ihren Atem, der leicht und sacht durch zwei Generationen zu mir herüberweht. Eine Brücke, eine unsichtbare und doch so feste Brücke ist zwischen uns geschlagen, die von den Gräbern dieser lieben Menschen am Schwarzen Meer, bis an das Ufer des Mains und an den Fuß des Taunus reicht, bis Amerika und Australien, ja, bis überall dorthin, wo unsere Dobrudschaner heute zerstreut leben. Briefe aus dem Ersten Weltkrieg, die in schönen, klaren gotischen Buchstaben geschrieben und zu einfachen oft erschütternden Sätzen zusammengefügt sind, über Angst, Hungersnot, Gefangenschaft, Besatzung, Flucht, Tod und mancherlei alltäglichen Kleinigkeiten berichten. Briefe, die ein Stück Lebensgeschichte sind und eigentlich in ein Archiv gehören und nicht in meinen verschlossenen Kaschta! Und damit gebe ich im Folgenden das Geheimnis meines geerbten, rotbraun gestrichenen Kastens preis, der seit 1946 diese alten Schriftstücke, größtenteils von Kusine Lydia Leyer übernommen, wie einen kostbaren Schatz in sich geborgen hält. Vergilbt und manches auch schon recht verblaßt, doch in noch gut leserlicher Schrift berichten sie so manches aus dem Leben unserer Kolonisten in der Dobrudscha. Ich versuche zu ordnen, um dem Leser ein zusammenhängendes Bild zu übermitteln.

Ein Diplom von 1910/13

Ich beginne mit einem Diplom, weil es das älteste Schriftstück in meinem Kaschta ist. Es ist in bulgarischer Sprache ausgestellt und wurde in Bad Reichenhall am 11. November 1946 in die deutsche Sprache übersetzt:

„Mädchen-Fachschule - Trudonibie
der Stadt Balcic
Diplom No. 8

Der Beendigung der Studien von Fräulein Olga Frank
Stadt Balcic 26. 6. 1913

Fräulein Olga Frank, Tochter des Christian Frank, geboren im Dorfe Plotzk, Kreis Ackermann - Ausland - am 7. Juli 1895, evangelisch-lutherisch, Volksdeutsche, russische Staatsangehörigkeit, absolviert 4 Klassen Bürgerschule, besuchte die Vorlesungen dieser Schule, Sektion Wäsche, im Jahre 1910-1912, arbeitete in der Werkstatt der Schule im Jahre 1912-1913, bestand die Schlußprüfungen des Studiums und erhielt dieses Prüfungszeugnis mit folgenden Noten und Aufführungen.

Die Fächer, von welchen die Prüfungen gemacht wurden:

Praxis der Sektion: ausgezeichnet

Theorie der Sektion mit Zeichnen: sehr gut

Das Besuchen der Schule: mustergültig, konsequent

Während des Studiums in der Schule und der Praxis in der Werkstatt hatte Frl. Olga Frank ein mustergültiges Benehmen; die Reinlichkeit ihrer Arbeit und überhaupt ihre Reinlichkeit war mustergültig, in dieser Angelegenheit zeigte sie, daß sie eine musterhafte Geschicklichkeit besitzt.

Auf Grund des Obigen erhielt Frl. Olga Frank den Titel einer Leiterin und ist von der Meisterprüfung auf Grund des dritten Absatzes des sechsten Artikels des Gesetzes für die Organisation und Aufmunterung der Handwerke befreit.

Der Abgeordnete des Ministeriums

Unterschrift

Mitglieder:

Schneider-Abteilung:

der Abgeordnete dieses Rathauses:

Balcic, 28. Juni 1913“

Schuldirektorin:

gez. Gamgieba

gez. Unterschrift

gez. Gamgieba

gez. Naumobva

Mancher Leser wird mir vielleicht die Frage stellen, warum ich mit diesem Diplom soviel Aufhebens mache. Nun, weil gerade dieses Mädchen aus der Süddobrukscha gar keinen bulgarischen Unterricht genossen hatte. Sie kam mit ihren Eltern aus Plotzk, Bessarabien, und siedelte sich dort an. Sie mußte also viel Fleiß, Strebsamkeit und Ehrgeiz aufbringen, um die Sprache zu erlernen und um diese bulgarische Schneiderinnen-Schule mit dem Titel „Leiterin“ zu verlassen. Nachher hat sie in vielen deutschen Dörfern in der Dobrukscha und in Bessarabien geschneidert und Nähkurse abgehalten. Viele junge Mädchen von damals gedenken ihrer in Dankbarkeit. Ich habe sonst von keiner weiteren deutschen Schneiderin in der Dobrukscha gleiches gehört.

Als die Front im Ersten Weltkrieg Kobadin immer näher rückte, packten die Leute ihre Kinder und das Nötigste zusammen, luden alles auf ihre Pferdewagen und suchten Schutz und Unterkommen in Tariverde und Kodschalak. Unsere Großväter waren in der Moldau interniert, während ihre Söhne an der Front standen. So machte auch meine Großmutter sich mit noch anderen Verwandten auf, um zu ihrer jüngsten Schwester nach Braila zu fahren. Zweimal mußten sie Kobadin verlassen. Das zweite Mal fuhren sie aber nur bis Tariverde. So ohne weiteres ging das natürlich nicht ab, sie mußten eine Genehmigung dafür haben, einen Passierschein. Und ein solcher befindet sich in meinem Kaschta. Ich gebe seinen Text in Deutsch wieder:

Den unten erwähnten Personen aus der Gemeinde Kobadin wird erlaubt, sich von dem Weiler Horoslar nach Braila zu begeben mit Wagen und Kutschen: Lydia Klett, Lydia Leyer, Karoline Leyer, Maria Klett, Katharina Leyer, Ida Klett, Christine Wilhelm sowie auch vierzehn Kinder der oben erwähnten Familien.

Gleiches Schicksal

Ich finde eine Ähnlichkeit zwischen diesem Schicksal von 1916 und dem unsrigen von 1945. Wir durften uns zum Beispiel im Jahre 1945 und noch lange Zeit danach in Deutschland auch nicht frei bewegen. Wollten wir wegfahren oder auch nur in die nächste Ortschaft gehen, so benötigten wir eine schriftliche Erlaubnis oder einen Passierschein. Mein Passierschein, ohne den ich mich nicht hierher zu meiner Tante, Anna Würth, geborene Steinke, hätte retten können, wurde am Grenzort Bayerisch Eisenstein ausgestellt und hat folgenden Wortlaut:

„Bayer. Eisenstein, den 11. 6. 1945

Bescheinigung

Aufgeführte Personen haben Anweisung Eisenstein zu verlassen und in Richtung Zwiesel zu marschieren: Janz Luise, Stiller Gerlinde, Stiller Claudia, Stiller Edda

Köhler
Transportleiter“

Dieser Marsch nach Zwiesel war 12,5 km lang! Ich bin nicht mit dem Federwagen (Kutsche) gefahren, wie 1916 meine Großmutter, sondern habe diese Strecke zu Fuß machen müssen, mit einem viereinhalb- und einem eineinhalbjährigen Kinde. Bar aller sonstigen Habe. Anderntags mußte ich in Zwiesel für uns eine neue Erlaubnis erstehen, um weiterzukommen. Sie lautet:

„Military Government Headquarters
Detachment H4D3-Company ‚D‘

Date June 12. 1945

The bearer Gerlinde Stiller and 2 children is authorized to travel from Zwiesel to Regensburg

Reason: to return home

This pass valid only on non-military roads and during circulation hours. This pass expires June 28th 1945

Unterschrift: Samuel Perlman (Samuel Perlman) 1st. Lt. QMC“

Registrierung

Da Frankfurt, mein Endziel, in Schutt und Asche gelegt und somit eine „tote Stadt“ war, in der die Not unbeschreiblich herrschte, wollte man mich nicht dorthin ziehen lassen. So tat ich es auf eigene Faust und kam ohne Zwischenfall am 16. Juni 1945 bei meiner Tante an. Da am 28. Juni mein Paß in Zwiesel auslief, mußte ich mich schnellstens bei den Behörden anmelden. Ich bekam eine zeitweilige Registrierkarte, in Deutsch und Englisch, mit dem großen Kopf: „*Military Government of Germany*“. Somit war ich als Einwohner von Kriftel vorschriftsmäßig registriert. Es war aber strengstens verboten, sich von diesem Ort zu entfernen. „*Zuwiderhandlung führt zu sofortigem Arrest*“. Die Unterschrift: „*Louis W. Rosteck, 2nd Lt. AUS, Publicsafety officer-Det. IsD2, 21. Juni 1945*“. Am 4. 3. 1946 wurde ich vom Arbeitsamt Frankfurt als Flüchtling registriert, das auf obigem Ausweis vermerkt worden ist. Meine Umsiedlerkarte, mit der Nummer Do 4390/167, die ich 1940 um den Hals getragen hatte, um mich zu identifizieren, sowie mein Rückkehrer-Ausweis, den ich nach der Einbürgerung vom 31. Mai 1941 in Mauer-Öhling (Österreich) erhalten hatte, waren wertlos geworden. Eine neue Epoche war für uns Dobrudschaner angebrochen, und ich legte beide Ausweise in eine Schachtel, wo sie heute noch ruhen.

Ein Zwischenfall

Etwas später passierte es, daß wir, eine auf dem Felde sich befindende Gruppe von Männern, Frauen und Jugendlichen, die von der Gemeinde zum Kartoffelkäfer-Absammeln verpflichtet war, von der MP der Besatzung festgenommen (weil alle ohne besagten Ausweis waren!), auf deren Lkw verfrachtet und zur Überprüfung der Identität jedes einzelnen zu unserem Rathaus gebracht wurde. Erst nachdem sich die MP (Militär-Polizei) über unseren legalen Feldaufenthalt und unsere Personalien erkundigt hatte, fuhr sie uns wieder zurück an unseren Kartoffelkäfer-Acker. So geschehen im August 1945. Im Jahre 1917 erging es unseren Leuten in der Dobrudscha ähnlich. Hier ein handgeschriebener

„Ausweis

Kommandatur Cobadinu

Cobadin, den 13.11.1917

Fräulein Lydia Leyer aus Sofular fährt von Sofular nach Musubey zwecks Ankauf von Vieh und landw. Produkten. Alle Behörden werden ersucht, sie ungehindert passieren zu lassen und evtl. Unterstützung zuteil werden zu lassen.

Stempel:

12. LBST. Inf. Ersatz Batl. JVI138

A.B.

Lillge

Lt. und Adjutant“

Einmarsch in Konstanz

In einem Brief aus Konstanz vom 28. Dezember 1916, wird der Einmarsch der Bulgaren und der Deutschen geschildert:

„Den Sonntag vom 21. Oktober werde ich nie im Leben vergessen, der wird für mich leben, immer und ewig. Große, schwere Stunden waren das. Drei Tage nur ein Kanonengedonnere, daß die Scheiben klirrten, manche auch rausfielen. Sonntagmorgen machten wir kaum die Tür recht auf, keine Wagen waren zu sehen, fast keine Menschen, die Stadt leer, ganz leer, alles verbrettert und vernagelt, daß einem schauerte, in die Stadt zu sehen. Um 10 ungefähr, stellten wir uns ein wenig vor unsere Tür. Da ritt eine Schwadron Kavallerie vorbei. Man winkte uns, wir sollen fliehen, die Bulgaren kommen. Wir gingen dann zurück und schlossen wieder ab. Um elf ging ich alleine in den Hof. Da hörte ich Geknattere von Maschinengewehren, so, als ob Hagel auf ein Blechdach fällt. Ich ging wieder zurück und um 1 Uhr wieder hinaus. Da, zu meinem Schreck, fielen Flintenschüsse und Pferdegetrappel in meiner nächsten Nähe. Ich rannte ins Haus, und in Michels Zimmer ans Fenster. Da preschten die ersten bulgarischen Patrouillen vorbei. Aber die Stunden! O, Gott! Da kamen sie von allen Seiten geritten. Wir gingen nun hinaus, hatten von Frau Schulz mächtig Blumen besorgt, und nun ging der Empfang und die Freude los. Die Bulgaren schrien ‚hurra‘ und wieder ‚hurra‘, als sie hörten, daß wir Deutsche sind. Die Straßen waren menschenleer, aber ein toter Soldat lag noch mitten auf der Straße.

Die Deutschen kommen. Um vier Uhr kamen deutsche Soldaten. Deutsche, hurra, hurra, Deutsche! Wir bekamen die Gulaschkanone auf den Hof, die ganze Bagasche der 6. Komp. Reg. 45. Da gab's ein Hallo. Nach 8 Tagen mußten die weg machen, runter nach Mazedonien, und ein selbständiger Maschinengewehrzug vom Reg. 21 kam als Besatzung der Stadt. Die sind und werden so ziemlich auch hier bleiben. Sonst leben wir tadellos bis jetzt, Gott sei Dank. Einen Feldweibel haben wir als Schutz und der heißt Schütz Hugo, ein feiner, guter Kerl... nach Frauenschuhen werde ich mal gucken, hast Du noch Geld? Wo sind Deine Sachen weg gekommen?“

Dieser Brief erinnert auch mich an die schweren Wochen des Zusammenbruchs des II. Weltkrieges in Böhmen, wo auch wir Dobrudschaner mitten in der Demarkationslinie gelegen haben und viele verstümmelt und von Panzern überrollte Menschenleiber umherliegen sahen. Unsere eigenen deutschen Soldaten. Es war grauenvoll! Damals 1916 und auch damals 1945.

Sorgen um das tägliche Brot

Aus einem Brief aus Braila vom 21/3. April 1917:

„... und Du bist schon wieder auf Deinem Ort in Sofular, was ist alles über Dich ergangen? Was macht Ihr in Eurer Wirtschaft? Habt Ihr schon Glucken gesetzt? Oder Gänse? Habt Ihr alle Sachen verloren? Wie sieht denn Eure Wohnung aus? Wie sieht es in Euren Herzen vor allen Dingen aus? Else ist auch in Sofular, sie soll uns schreiben, was sie von ihren Sachen gefunden hat. Ihr Hahn, den ich ihr versprochen hatte, ist eroffen, jetzt kann ich ihr keinen Hahn schenken, weil ich nur noch einen habe. Eine Glucke habe ich erst gesetzt. Wenn uns die Hühner nicht genommen werden, dann werde ich ja noch mehr setzen können. Mit den Lebensmitteln braucht man nicht mehr viel denken, was einzukaufen zum Kochen. Außer Maismehl und Bohnen gibt es nichts. Gut ist's, wenn man Brot hat, aber an dem hatten wir auch öfter Mangel. Habt Ihr noch Weizen? Euern Garten habt Ihr schon bestellt? Ist deutsches Militär in Sofular? Braucht Ihr Euch nicht zu fürchten vor den Bulgaren? Wir haben Türken auf unserem Hof, die sind aber ganz nett zu uns und gaben uns öfter Brot, auch Zucker gaben sie uns etwas. Einen Deutschen hatten wir auch, ehe die Berta (Rösner, aus Horoslar) ins Bett kam (Sohn Herbert wurde geboren), dann mußte er das Zimmer räumen. ... es ist doch traurig, daß man nichts von den Unsrigen erfahren kann, aus der Moldau. Wißt Ihr wo Mathis sind? Theodor war einmal bei uns, als die Rumänen hier waren, er fragte nach seiner Familie. Wir wußten aber nichts von ihnen.“

Besetzung der Stadt Braila

In einem zweiten Brief aus Braila, gleichen Datums, schreibt die jüngste Schwester meiner Großmutter, Lydia Sezonov geb. Rösner aus Horoslar, an ihre älteste Schwester Karoline Beyer in Kobadin:

„Die ganze Zeit war bei uns die Frage, wie es Euch ergangen ist, ob Ihr noch alle am Leben. Nur das kleine Lottchen (Schwester des Herausgebers unseres Jahrbuches) ist gestorben und Euch ging es auch nicht gut. Eva (meine Großmutter) hat an uns geschrieben, durch Albert (Steinke) schickte sie uns ihren Brief. Habt Ihr den Winter in Tariverde gewohnt? Bei wem habt Ihr gewohnt? Konntet Ihr damals nicht weiterkommen, oder wolltet Ihr zurückbleiben? Wir haben hier gewartet, bald liefen wir auf den Bahnhof, bald ans Schiff, dachten, Ihr müßtet kommen. Wir saßen gerade am Mittagstisch und sagten untereinander: die kommen nicht mehr. Da guckten die Lena und die Hanna durchs Fenster herein, weinten und lachten. Der Michel (Leyer), der so sehr auf Euch gewartet hat, mußte hören: sie kommen nicht. Ganz still ist er dageessen und hörte, wie die anderen erzählten. Als er fortging, sagte er: „Nur noch diesmal gehe ich mit, wenn's weitergeht, bleibe ich zurück.“ Die sind aber nicht weitergegangen. Braila wurde eingenommen und vor Galatz stehen sie, die Unsrigen sind nun mit; im Elend bei den Rumänen und Russen in der Moldau, der Willy (Steinke) ging auch sehr ungern mit und mir ist so leid, warum hab ich ihn nicht hier versteckt? Man hatte aber Furcht. Der arme Jung ist doch zu häßlich behandelt worden (hat trotzdem am 26.5. 1976 seinen 80. Geburtstag erreicht!). Ach, wenn man so an alles denkt, in was für einer Zeit wohnen wir jetzt, nur Traurigkeit und Herzeleid, wo man auch hinsieht. Wir sind

bis jetzt verschont geblieben, mußten unser Haus nicht verlassen. Adam ist zu Haus geblieben, was darauf folgen wird, werden wir ja schon erfahren. Wie geht es Euch, habt Ihr Hühner? Deine Schwester Lydia.“

Ein Geburtsauszug

Vielleicht lebt noch jemand von unseren Dobrudschanern, der das oben Geschriebene auch miterlebt hat. Jedoch werden die meisten nicht mehr unter uns sein. Um so wehmütiger berührt es einen, wenn in meinem Kaschta Geburtsauszüge und dergleichen zu finden sind, wie zum Beispiel dieser:

Nr. 38 România Extract de Nastere Nr. 20/887, Districtul Bisericesc. - Evangheli-co-Lutheran. - Tarutino. Parohia Fère - Champenoise, 1887 la 12 Julie ora 21/2 p. m. in comuna Plotzk, Judetul Cetatea Alba s'a născut si la data de 19 Julie 1887 a fost botezată Lydia Leyer fiica legitimă din părintii: Immanuel Leyer, colonist din comuna Plotzk, si sotia sa Karolina născută Rösner. Ambii de religione Evangheli-co-Lutherană. Unterschrift: Subfide Pastoralis A. Simsont, Pastor din Parohia, Fère-Champenoise.

Ein Schulzeugnis

Es ist doch sehr interessant, wie das Schicksal so manches mal mitspielt. In meinem Kaschta ist so manches Schriftstück, das den Ersten und Zweiten Weltkrieg und die furchtbare, alles vernichtende Flucht überdauert hat und wohlbehalten, als ob nichts geschehen wäre, fein säuberlich in meinen Händen liegt. Wir Jungen dagegen, die sehr viel später geboren wurden, können keinen Geburts- oder Trauschein vorweisen, geschweige denn ein Zeugnis wie zum Beispiel das Schul- und Abgangszeugnis meiner Tante Elsa Leyer aus dem Pensionat Töchterhort in Weimar, eine Fortbildungs-, Industrie- und Kochschule mit dem Datum vom 1. April 1917. Ein sehenswertes Zeugnis eines Bauernmädchens aus der Dobrudscha mit dem folgenden Zusatz: „.... und sich durch lobenswertes Betragen, Fleiß und Eifer die Liebe und die Zufriedenheit des Lehrkollegiums erworben.“ Die Leistungen in den Fächern: Deutsche Sprache, Deutsche Literatur, Französisch, Geographie, Geschichte, Kunstgeschichte, Schönschrift, Malen, Weibliche Handarbeit, Wäsenähen, Kleidermachen und Klavier sind jeweils mit 1, 2 und 3 benotet. Das Zeugnis endet mit folgendem schönen Wunsch: „*Schönem Streben, reicher Segen, Glück und Heil auf allen Wegen!*“ Sehr lobenswert für die drei Bauernmädchen (es waren ihrer drei) aus Kobadin, die ihre Volksschulzeit unter unzulänglichen schulischen Verhältnissen bei einem „Schlappaflicker“ (so nannten sie ihn!) in Kobadin absolviert hatten.

Beschwerliche Auslandsreise

Wie schwierig damals die Reise (und Aufenthalt) der drei Kobadiner Mädchen nach Deutschland und zurück war, bezeugt der in Weimar ausgestellte Personalausweis vom 22. April 1916 mit dem die drei Mädchen im Oktober 1917 ihre Heimreise angetreten hatten, versehen mit der Unterschrift des Großherzoglichen Bezirksdirektors in Weimar, mit dessen Stempel (mit Krone) und dem Stempel des Polizei-Meldeamtes Weimar. Während ihres Aufenthaltes in Weimar mußten sie

jede Woche bei diesem Polizei-Meldeamt vorsprechen, denn sie waren Ausländerinnen und es war Krieg. Auf der Rückseite dieses Personalausweises folgen dann eine Reihe von Sichtvermerken mit Stempel und Unterschriften: Stadtpolizei Weimar, Polizeiamt Leipzig, Konsulat k.u.k. Österreich-Ungarn-Leipzig; Übergangsstelle Tetschen. Hier in Tetschen wurden sie zurückgewiesen. Der Grund: „*Fehlt Sichtvermerk, Österr. Visum und Bewilligung des A.O.K.*“. So mußten die drei Dobrudschanerinnen zurück, um sich denselben in Leipzig einzuholen. Man kann die vielen Stempel gar nicht alle aufzählen! Einer davon ist interessant: „*Bewilligung zum Betreten und Verlassen des weiteren südöstlichen Kriegsgebietes auf die Dauer von vier Wochen. Zweck und Ziel der Reise: nach Rumänien, zwecks Heimreise. Leipzig am 19. Oktober 1917, 11 Uhr 44, Richtung Wien.*“ Am 20. Oktober kamen diese drei Mädchen glücklich in Orsova an: „Orșova, vazut“, in rumänischer und ungarischer Sprache. Der letzte Sichtvermerk lautet: „*Militär-Polizei, Stelle Varciorova, eingereist am 23. Oktober 1917.*“ Man überlege: diese drei wohlbehüteten Kobadiner Mädchen, 18 Jahre alt, allein auf großer Fahrt mit vielen Zwischenfällen. Was das damals bedeutet hat! Es war für sie ein Abenteuer im wahrsten Sinne des Wortes und man muß sich zugleich auch vorstellen, wie sehr die Angehörigen daheim in Kobadin in Sorge waren. Welche Aufregung eine solche „Weltreise“ verursacht hatte! Jahre danach wurde noch darüber erzählt, daran kann ich mich noch gut erinnern. Heute hat man als Tourist diese Strecke in die alte Heimat, bis Konstanz, in nicht einmal zwei Flugstunden zurückgelegt.

Das alte Notenblatt

Da ich gerade bei schulischen Sachen bin, verweile ich auch ein wenig bei einem alten, handgeschriebenen Notenblatt aus meinem Kaschta, das folgendes Datum trägt: „*Kobadin, d. 28/XII. 1920*“. In der Art der Handschrift erkenne ich sofort, daß es nur von einem bessarabischen Lehrer geschrieben worden sein kann. Denn alle Lehrer, die Absolventen des Lehrerseminars in Sarata waren, hatten diese saubere, schöne Handschrift. Mein entdecktes Notenblatt hat die Überschrift: „*Zum Jahreswechsel*“. Darunter stehen die fünf Strophen des Liedes „Wenn im Menschenleben“ geschrieben.

Jahreswechsel daheim

Ich brauche erst gar nicht meine Augen zu schließen, um mir den Jahreswechsel daheim zu vergegenwärtigen. Mit wachen Augen sehe ich vor mir den Glockenstuhl in Kobadin. Es ist gleich Mitternacht, die Chormitglieder haben sich bereits in ihm versammelt. Manche stehen auf den Stufen die zum Glockenstuhl hinaufführen. Jeder hält ein vom Lehrer, der zugleich Chorleiter ist, handgeschriebenes Notenblatt in Händen und die einzelnen Stimmen werden geprüft, angestimmt. Dann tritt Stille ein. Der Lehrer oder einer der Kuratoren sieht nach seiner Taschenuhr, die er in der linken Hand hält, und einer von der älteren Jugend greift nach dem Glockenseil. Sturmlampen hängen an den vier Pfosten, die den Turm und die Glocke tragen. Hie und da blitzt auch eine Taschenlampe auf. Da, punkt zwölf Uhr, Mitternacht! Der erste Anschlag der Glocke, erst zaghaft, dann immer stärker und lauter werdend, verkündet dem Dorfe, daß es nun auf der Schwelle des

alten Jahres steht und zugleich, sie überschreitend, in das neue Jahr eingetreten ist. Ganz laut und eindringlich tönt die Glocke jetzt, das ganze Dorf soll und muß sie hören, von einem Dorfbende bis zum anderen. Dann klingt sie langsam aus, der Läuter muß auch das gut verstehen. Der Chor singt sein Lied in die Stille der Nacht hinein, viele kommen aus ihren Häusern, stellen sich vors Tor oder lehnen über die Mauer und lauschen dem Gesang vom Glockenstuhl. Tränen huschen verstoßen über so manches Antlitz, das allzufrüh zerfurcht ist von harter Arbeit. „Was bringt uns wohl das neue Jahr?“ Diese bange Frage schleicht sich in jedes Herze. Nach dem Lied des Chores beginnt die Glocke noch einmal zu läuten, denn das neue Jahr muß auch „eingeläutet“ werden. Auf der zweiten Seite meines gefundenen Notenblattes steht das bei uns so gerne gesungene Lied: „Harre meine Seele.“ Nachdem die Glocke wieder verstummt ist, singt der Chor auch dieses Lied. Ich weiß, daß man auch andere Lieder, wie zum Beispiel „Nun danket alle Gott“ am Glockenstuhl an Silvester gesungen hat. Es waren Lieder von Lob und Dank, Lieder vom Bitten und Stillehalten, Lieder von Ergebenheit zu Gott. Wer mag wohl dieses, mein gefundene Notenblatt in Händen gehalten haben?

Lehrer Rudolf Rüb

Und ich sehe auch ganz deutlich den damaligen Lehrer im Jahre 1920: Rudolf Rüb aus Sarata, Bessarabien. Ich kann ihn mir gut vorstellen, wie er im alten Vereinshaus, neben dem Pastorat, die Lieder mit seinem Chor eingeübt hat. Der Raum war oftmals kalt, und er mußte um einen Sack Stroh bitten, wie ich es auf einem Zettel in meinem Kaschta bestätigt finde: „Bitte um 1 Sack Stroh! - Vielleicht kann man den Vereinsofen heizen.“ Dieser Lehrer hatte aber nicht nur fürs Notenschreiben Talent, sondern auch fürs Reimen. Sehr nett finde ich ein Geburtstagsgedicht von ihm, das er mit dem Datum vom 25. Juli 1922 versehen hatte.

Eine Feldpostkarte

mit der Gesamtansicht von Bukarest liegt daneben. Ich lese sie: „*Bukarest, den 8. 1. 1918. Ihren lieben Brief mit großer Freude und vielen Dank erhalten. Vorläufig müssen wir noch hierbleiben, wie schön wäre es gewesen, wenn ich diese Zeit bei Euch hätte verleben können. Bei all dem Vergnügen, das ich hier habe, gefällt's mir lange nicht so gut, als wie wenn ich bei Euch in Sofular war. Hoffentlich ist der Krieg bald zu Ende, dann werden wir uns wiedersehen. Viele Grüße an Frau Leyer (Karoline), besonders grüßt vielmals Ihr Karl Spiehler, 34. Eis. Bahn-Batl. Komp. Feldpost 308.*“ 1943 traf Familie Leyer diesen Karl Spiehler in Frankfurt am Main wieder, mitten im Bombenkrieg. Also wieder im Krieg!

Aus der Zeit der deutschen Besatzung der Dobrudscha stammt sicher auch das Lied „Vater, ich rufe Dich, brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze“, das auf einem vergilbten Zettel steht. Ein Gutschein

Ein winziges Blatt flattert beim Sortieren meiner alten Post auf die Erde. Ich hebe es auf und lese: „*Gutschein des Landes Steiermark, Fünfzig Heller. Zur Behebung der herrschenden Hartgeldnot gibt das Land Steiermark auf Grund des Landtagsbeschlusses vom 17. Oktober 1919 Gutscheine bis zu einem Gesamtbetra-*



Familie Michael Leyer, Kobadin

ge von drei Millionen Kronen aus. Diese Gutscheine werden in der Zeit vom 16. Februar 1920 bis einschließlich 29. Februar 1920 beim Landesobereinnehmer Amt Graz in gesetzlichem Bargeld eingelöst.“ Auf dem Revers steht: „Das Amt Steiermark haftet für die Verbindlichkeit, diesen Schein in gesetzlichem Rmgeld einzulösen und hat hierfür eine eigene Deckungs-Rücklage bestellt.“ Es folgen viele unleserliche Unterschriften, bis auf eine: „Rinkley“. Ich frage mich, auf welchem Wege und durch wen ist dieser kleine, unscheinbare Gutschein zu uns in die Dobrudscha, nach Kobadin gekommen? Sicherlich nur durch einen deutschen Soldaten, anders wäre es wohl kaum möglich gewesen. Wer hätte damals gedacht, daß wir Dobrudschaner einmal in die Nähe von Graz kommen werden? 1941 lebten wir dort im Umsiedlerlager.

Schwerer Schicksalsschlag

In der Kobadiner Chronik von Otto Leyer kann man lesen, welch schwere Zeiten unsere Großeltern durchmachen mußten, bevor sie nach Kobadin gekommen sind, um dort zu siedeln. Mein Großvater zum Beispiel verlor seine ersten sechs Kinder innerhalb einer Woche. Wer nur ein Kind verloren hat, weiß um einen solchen Schmerz. Aber alle Kinder zu verlieren? Wie konnten sie das durchstehen, woher nahmen sie die Kraft? In Kobadin hatten meine Großeltern dann wieder acht Kinder, sechs davon blieben am Leben, darunter vier Söhne. Alle vier standen im Krieg. Ich habe ein Bild gefunden, ein Familienbild aus jener Zeit, etwa 1915, das ich bis dahin noch nie gesehen hatte: meine Großeltern mit all ihren Kindern. Stolz stehen die Söhne Michael, Andreas, Emanuel und Otto da, zwei von ihnen trugen schon die rumänische Soldatenuniform. Neben den Großeltern stehen die beiden Zwillinge Olga und Elsa. Auch die erste Schwiegertochter steht dabei, die Frau des Ältesten. Doch wie traurig stimmt es mich, wenn ich die dazugelegte Trauerkarte lese. Sie bekundet den Tod dieser jungen und lieblichen Schwiegertochter, Anna Elisabeth geborene Rösner aus Konstanz. In den Jahren 1965, 1974 und 1975 besuchte ich ihr Grab auf dem Friedhof in Konstanz. Wie ich mich erinnern kann, erzählten meine Tanten oft über den plötzlichen Tod ihrer 29jährigen Schwägerin und Kusine zugleich, und wie sehr Großvater darüber getrauert hatte. Die Ursache war eine doppelseitige Lungenentzündung. Durch die schweren und entbehrungsreichen Kriegsjahre in Sofular hatte sie schon sehr gelitten, und ihre zarte Natur war bereits angeschlagen. Als sie dann während eines Silvestersingens im Glockenstuhl zu Konstanz, sie trug einen Sologesang vor, sich eine Erkältung zuzog, war ihr Ende, zur Bestürzung aller, so rasch gekommen. Ein paar Wochen später folgte ihr ihr Gatte freiwillig nach. Das war der schwerste Schlag seines Lebens, den Großvater je vom Schicksal bereitet bekam. Welch große Trauer! Es nahm ihm drei erwachsene Menschen innerhalb eines Jahres. Doch das war noch nicht genug. Davor hatte der älteste Sohn seine junge Frau nach einem Ehejahr verloren und hinterließ die 6 Monate alte Gertrud. 1921, auch nach nur einem Jahr Ehe, verlor er die zweite Frau. Sie hinterließ den Sohn Titus, der von dem kinderlosen Bruder Otto und Frau Marichen großgezogen wurde und dann 1943 in Rußland gefallen ist. Im gleichen Jahr starb meine Großmutter. Fünf Menschenleben mußte Großvater hergeben in so kurzer Zeit. - Sechzig Jahre später verharre ich vor diesem alten Familienbild und es scheint mir, als ob sie alle ein glückliches und zufriedenes Leben geführt hätten. Noch ahnten sie damals nicht, als diese Aufnahme gemacht wurde, was das Schicksal für jeden von ihnen bereit hält. Ich kenne heute den Weg jedes einzelnen. Nur einer von den vier Söhnen, Andreas, erreichte das 70. Lebensjahr, in Norddeutschland. Er liegt an der Elbe begraben. Der andere Sohn, Otto, der einmal auch in Kobadin Lehrer war, mußte qualvoll an Krebs sterben, im Alter von 42 Jahren und ruht in Kobadin. Mein Vater, Emanuel, wurde 1945, nach der Flucht, von einem russischen Lkw totgefahren, 52 Jahre alt, und hat seine Ruhestätte in der Nähe von Dresden. Eine der Zwillingstöchter ruht in Crimmitschau, die andere in Norddeutschland. Wie kann da ein Herze zur Ruhe

kommen? Stets ist es unterwegs zu seinen Lieben: in Kobadin, Sofular und Konstanz, in Dresden, Crimmitschau, Otterndorf und Neuhaus an der Oste. Überall an diesen Orten stehen Grabsteine, die unseren Familiennamen tragen: Leyer.

Brief meiner Mutter

Ein sehr vergilbtes Blatt nehme ich in die Hände: ein Brief meiner Mutter. Ich habe ihre Handschrift bis dahin nie gesehen. Allzu früh starb sie, erst 31 Jahre alt, an Blutvergiftung im Wochenbett. So kam ich nie in die Lage, von ihr je einen Brief zu bekommen. Jetzt, fast 50 Jahre später, wo ich selbst schon Großmutter bin, finde ich ihre Schriftzüge in meinem geerbten Kaschta. Es ist ein Brief an ihre Schwester, der Diplom-Schneiderin in Bazardschik, das früher Dobritsch hieß. Der Brief ist vom 19. 11. 1921 datiert, und ist der Tag, an dem zwanzig Jahre später ihr erstes Enkelkind geboren worden ist. Ich hätte nicht gedacht, daß meine Mutter doch einigermaßen gut deutsch schreiben konnte, hatten doch diese Kolonistenkinder in der Süddobrukscha, im Kadrilater, keinen deutschen Unterricht. Obwohl es 1917 und 1918 keine Kampfhandlungen mehr gab, war die Lage in der Dobrukscha gar nicht rosig. Man hatte nach wie vor seine Sorgen, und die deutsche Besatzung war auch noch im Lande. Lesen Sie nun mit mir, was meine Mutter damals geschrieben hat: „...da gerade Gelegenheit ist, daß jetzt von unseren Soldaten einer nach Dobritsch fährt, kann ich was mitschicken. Butter habe ich nicht mehr, ich schicke Dir eine Put (Pute) und eine Ent (Ente) und Lebkuchen (Plätzchen). Ich war am Sonntag in Konstanz mit Emanuel, Gerlinde und Tante, ich habe mir eingekauft, was wir brauchen im Haus, wir waren nur zwei Tage in der Stadt, es hat sehr geregnet. Die Tante ist in Konstanz geblieben, beim Onkel Eduard und beim Heinrich, sie bleibt zwei oder drei Wochen dort, dann kommt sie wieder zu uns. Sie bleibt diesen Winter bei uns, sie kann nicht nach Hause fahren (nach Bessarabien), dort kann nur ein Reicher leben. Die Tante hatte kein Geld, daß sie rüberkommen konnte zu der Annette (2. Frau des Andreas Leyer). Sie hat ihre Nähmaschine versetzt und ist rübergekommen. Sie hat keine Kleider hier, ich habe ihr von mir gegeben. Der Mitja will rüberkommen (von Bessarabien) zum Eduard in die Schmiede, zum Arbeiten, bis Februar muß er fort zum Militär. Wenn er kommen wird, so bringt er der Tante bißchen Sachen mit. Der Otto (Leyer) ist auf einen Monat einberufen, Marichen ist so lange in Kobadin bei den Mädchen, bis er kommt. Dem Karl Mutschler seine Frau ist gestorben. Ich kann Dir nicht mehr schreiben, weil der Herr fährt jetzt fort. Dieser Offizier fährt jeden Sonntag nach Dobritsch.“ Ich starre auf die etwas steilen Schriftzüge meiner Mutter, mit niemandem kann ich darüber sprechen, sie sind bereits alle in der Ewigkeit. Fünf Jahre nach diesem Brief mußte auch sie sterben, kaum daß ich sie gekannt habe. Und ich bin für eine Weile daheim in Sofular, in meinem kleinen Heimatdorf, auf dessen heute verwahrlosten Friedhof meine Mutter ruht, zweitausend Kilometer von mir entfernt.

Mein Kinderwagen

Als meine Mutter diesen Brief schrieb, zählte ich zwei Jahre. Und während sie schrieb, hatte sie mich vielleicht neben sich auf den Fußboden gesetzt, das war so üblich bei uns, auf ein Großtuch in die Ofenecke. Es war schon November, und der große gemauerte Ofen in unserem Eßzimmer mußte bestimmt schon geheizt werden. Vielleicht hatte sie mich aber auch in eine Ecke des Kinderwagens gesetzt und denselben neben sich gezogen? Mein Kinderwagen hatte sehr große Räder, besonders die am Fußende, also eine Rarität. Heute würde man vielleicht über diesen stelzigen Wagen lachen. Doch war er in jener Zeit sehr modern und - wer konnte sich schon einen solchen leisten? Wiegen gab es in jedem Hause, aber nicht in allen einen Kinderwagen. Und wie schön war der meinige ausgestattet! Innen war er mit einem hübschen, blumigen Stoff bestückt und oben über den Korbrand hing eine sehr schöne und breite Krause herunter. Das kleine Kopfkissen hatte einen Bezug, in den der Oberkörper zweier Engel mit Flügel in blauem Stickgarn „ausgenäht“ waren. Meine Tante Elsa verstand sich gut auf das Ausstatten von Kinderwagen. Ich war die erste, die sich in diesen Wagen häuslich niederlassen durfte, obwohl ich schon der zweite Enkel war. Aber der erste Enkel lebte in Baltischik, am Schwarzen Meer, bei den anderen Großeltern, weil seine Mutter ein paar Monate nach seiner Geburt an „Hirnschlag“ gestorben war. Und so war ich die alleinige Besitzerin dieses fahrbaren Korbes. Dann durften meine anderen Geschwister, Vettern und Basen, die nach mir geboren wurden, auch lange in diesem Kinderwagen wachsen und gedeihen. Und als alle herausgewachsen waren, kam er schließlich zu meinem Onkel Otto nach Kobadin, auf dessen Hausboden. Dort stand er ohne Fracht, müßig, wartend auf die nächste Generation. Und als bei Vetter Berthold Leyer der Erstgeborene sich eingestellt hatte, holte ihn meine gute Tante Elsa vom Boden herunter und putzte ihn wieder auf. Und von diesem aufgetupzten Kinderwagen habe ich ein kleines Bild gefunden, das alte Erinnerungen wieder wach werden ließ. Denn er hat keineswegs nur zum „Kinderfahren“ gedient. Wenn wir meinen kleinen Bruder Volkmar, er war noch Säugling, hüten mußten, aber viel lieber mit unseren Gespielen umhergestreunt wären, veranstalteten wir immer ein gemeinsames Kinderhüten, d. h. alle kamen zu uns auf den Hof, zum Kinderwagen. Und wir kamen auf die Idee - wir hatten in diesem Alter immer so glänzende Einfälle -, mit dem Kinderwagen „Autofahren“ zu machen. Und dazu mußten wir ihn an das oberste Hoftor unseres Hofes schieben. Dort durfte sich abwechselnd einer von uns unter den Kinderwagen, auf das Kreuz des Untergestells legen, und zwar auf den Bauch. Man hatte schon einige Mühe, sich da drunter zu quetschen! Dann schoben die anderen das Gefährt gut an. Und weil unser Hof ein klein wenig abschüssig zur Straße hin war, kam der Kinderwagen gut ins Rollen. Er raste mit dem ahnungslosen Brüderchen und dem, der darunter lag, bis fast an das untere Hoftor. Dort angelangt, mußte der Mitfahrer natürlich vom Untergestell hervor krabbeln und den Kinderwagen wieder den langen Hof hinaufschieben, zu seinem Ausgangspunkt. Dort wartete ungeduldig schon der nächste „Autofahrer“. Daß der in der unteren Etage des Wagens Augen und Mund voller Staub nachher hatte, spielte, angesichts der großen Freude und dem Spaß, den wir dabei hatten, keine Rolle. Im Brunnentrog gab's genug Wasser, um sich wieder sauber zu ma-

chen. Es war ein gefährliches Spiel, das wir uns da ausgedacht hatten. Denn so manches mal flog in hohem Bogen der gesamte Wagen mit Beifahrer um. Da kamen die Kumpels vom oberen Hoftor angerannt, um den Inhalt samt Kind schnell wieder einladen zu helfen, denn wir durften uns dabei nicht erwischen lassen. Und wie ein Wunder blieben alle Kinder, die aus diesem meinem Kinderwagen gefallen sind, unversehrt. An diese Art von Spiel mit dem Kinderwagen wird sich so mancher Jahrbuchleser aus der Dobrudscha noch erinnern können. Denn vor mir hatten es schon andere getan und als mein Brüderchen größer war, hat er mit anderen Kinderwagen - nachher gab es schon mehrere - auch „Autofahren“ gespielt. Und wie mir mein Mann erzählte, hat man auch in Fachria so allerlei mit dem Kinderwagen ausgeführt. Mit ihm fuhr man zum Beispiel das Essen für die Arbeiter auf die „Stepp“ (Feld), oder man holte damit Trauben aus dem Weingarten, der etwa 2 km draußen vor dem Dorf lag. Und wenn er im Hof nicht gebraucht wurde, spielten die Kinder „Zug“ damit. Zwei Kinder durften sich in den Wagen setzen, eines lag darunter auf dem Gestell, eins schob den Kinderwagen mit seiner Fracht, und links und rechts des Wagens gingen zwei einher, die sich mit einer Hand am Korbrand festhielten und „angebundene Pferde“ darstellen sollten. Dabei traten sie sich ständig gegenseitig in die Fersen, zeterten, maulten und zankten, doch wegen des großen Spaßes blieben sie doch ein Herz und eine Seele. Sie schoben das Gefährt dem Dorfe zu, im knöchel hohen Staub des Feldweges, und jedes der Kinder kam so zu einer unbeschreiblichen Freude.

Stiftungsfest in Konstanz

Am 29. September 1922 kam aus Konstanz folgende Nachricht auf einer Postkarte: *„Am 16. November geht hier das Stiftungsfest los. Wie steht es mit unserer Verabredung? Habt Ihr nicht Lust, zu kommen? Bitte, teilt mir's umgehend mit, weil wir die Anmeldungen machen und sagen müssen, wen wir im Quartier haben. Ihr seid natürlich sehr gerne gesehen!“* Die Schreiberin dieser Karte ist fast die einzige aus jener Zeit, die noch am Leben ist. Sie lebt 80jährig in Kronstadt, Siebenbürgen, und wir haben regen Briefwechsel miteinander: Magdalene Rösner aus Horoslar.

Brief eines Studenten

Während ich diese Zeilen im Sanatorium zu Bad Wimpfen niederschreibe, zeigt das Kalenderblatt den 31. Mai 1976. Vor genau 53 Jahren schrieb am gleichen Tag, am 31. Mai 1923, ein Junge aus Kobadin, der als Student in Berlin im Studentenheim am Brunnenplatz wohnte, einen Brief nach Kobadin an seine Basen. Dieser Kobadiner brachte es später bis zum Generalbevollmächtigten einer westdeutschen Weltfirma. In seinem Lebenslauf, den wir in den beiden Jahrbüchern von 1974 und 1975 mit Begeisterung über sein „Durchhalten“ gelesen haben, schreibt er auch über seine Jahre als Student und den späteren, die nicht leicht für ihn gewesen sind. Und weil ich gerne und mit besonderem Interesse alte Briefe lese, lese ich mit Freuden auch diesen 53jährigen unseres Studenten aus Kobadin: *„Am 27. Mai 1923 erhielt ich eine Karte, auf welcher der Absender ein Herr Weßling steht. Da ich solch einen Herrn bis dahin nicht kannte, war, was leicht zu verstehen ist, mei-*

ne Neugierde sofort erwacht, um zu erfahren, was der betreffende Herr wünsche. Aber schon nach den ersten Zeilen verwandelte sich meine Neugierde in Erstaunen, und als ich die Karte ganz gelesen hatte, war meine Freude groß. Herr Weßling schrieb mir nämlich, daß er eben aus Rumänien gekommen wäre und mir von zu Hause die herzlichsten Grüße und etwas Geld mitgebracht hätte. Das Schreiben endete mit einer Einladung für den nächsten Tag zum Abendbrot, mit der Versicherung, daß er und seine Frau Nathalie geborene Merkel (aus Baltschik) sich freuen würden, mich als Gast begrüßen zu dürfen. Daß ich diese freundliche Einladung sofort angenommen, kannst Dir vorstellen, und so fuhr ich den nächsten Nachmittag um 5 Uhr raus nach Johannsfeld, wo die Weßlings wohnen. Nun ging das Fragen und Erzählen los, und ich erfuhr so nach und nach, wie es bei Euch allen zu Hause geht und was mir von Bedeutung ist, daß meine lieben Eltern noch gesund sind. Das Essen (das Essen spielt bei den Studenten eine ganz große Rolle) hat mir ausgezeichnet geschmeckt. Ich habe auch von der Butter, welche Kathrine (seine Schwester) der Nathalie mitgab, gegessen, und zum Schluß durfte ich auch von der „Alvita“ (türkische Süßigkeit aus Sesammehl und Honig) versuchen, welche Nathalie mitgebracht hatte, so daß ich mir vorstellen konnte, in Rumänien zu sein. Im ganzen genommen war es bei Weßlings gemütlich.“ Am Schluß des Briefes erwähnt er noch: „Von Emma (seine Schwester) habe ich unlängst eine Karte erhalten. Sie schreibt, daß die Franzosen nun auch ihren Bahnhof besetzt hätten und sie erwarten täglich, von diesem Pack ausgewiesen zu werden. Sie gedenkt, mich zu besuchen und dann wahrscheinlich nach Hamburg zur Lydia (die andere Schwester) zu fahren. Armes Schwesterle! Und damit Ihr mich nicht vergesst, lege ich zwei Bilder bei, die ich wegen einer Polizeiangelegenheit mir anschaffen mußte. Schickt eins meinem Vater und meiner Mutter runter.“ Auf diesen Brief hatte der damalige Student Emanuel Klett ein 300-Mark-Wertzeichen kleben müssen.

Jagdgenehmigung

Und nun nehme ich einen großen Umschlag zur Hand, auf den meine Tante Lydia das Wort „wichtig“ geschrieben hat. Er enthält einige wichtige rumänische Ausweise von ihrem Bruder, dem Gutsbesitzer Michael Em. Leyer aus Sofular. Auch drei Visitenkarten sind dabei: „M. E. Leyer, Consilier Judetian, Constanta.“ Zu deutsch: „M. E. Leyer, Kreistagsabgeordneter, Konstanz.“ Die beiden anderen haben in deutsch und rumänisch den Wortlaut: „M. E. Leyer, Vorsitzender des Verbandes der Deutschen in der Dobrudscha. Konstanz.“

Die Ausweise führe ich nach Datum auf und wegen Platzmangel sogleich in deutscher Sprache. Ein Ausweis in grauem Papier, ausgestellt vom Ministerium der Landwirtschaft und Domänen, Abteilung Jagd: „Jagdgenehmigung Nr. 41 181, ausgestellt für Herrn Michael E. Leyer, wohnhaft in ‚Copadin‘-Sofular, Kreis Konstanz, Basis der gegengezeichneten Rezipise Nr. 3634/35 von Lei 100, der Finanzadministration Konstanz. Gültig für das Steuerjahr 1. Januar 1924 - 1. Januar 1925. Vorliegende Genehmigung wurde freigegeben von der Präfektur des Kreises Konstanz, am 28. 3. 1924. Präfekt: Rosculet.“ Unter dem Lichtbild des Ausweis-Inhabers steht folgender Absatz: „Diese Jagdgenehmigung gibt dem Inhaber nicht das Recht zu jagen, außer auf seinen Besitzungen oder denen, wo er durch

Pacht das Recht zu jagen hat, nachdem die öffentlichen Steuern bezahlt sind für die Jagdhunde, die er besitzt.“ Auf der Innenseite der Jagdgenehmigung ist eine Liste. Darüber steht: „Die Jagdzeiten der einzelnen Arten von Wild, deren Jagen erlaubt ist.“ Und so vertiefte ich mich nun in diese Skala und bin mit Onkel Michel und meinem Vater, wie so oft als Kind, auf der Jagd in Sofular. Ich durfte oft im Schlitten sitzen, im großen Wolfspelz gut verpackt, und mit ihnen über die verschneiten Felder jagen. Er und mein Vater gingen gerne auf die Jagd. In Sofular konnten sie nur Hasen, Füchse, Wölfe, Trapp- und Wildgänse, Wildenten, Rebhühner und Wachteln jagen. Tauben hatte jeder der drei Leyerischen Gutshöfe selber in einem großen Taubenschlag auf dem Hofe.

Waffenschein

„Rumänien (Hoheitszeichen)

Genehmigung eine Waffe zu tragen

Auf der Innenseite des Ausweises:

Rumänien, Präfektur des Kreises Konstanza

Nr. 37, Datum: 23. Mai 1925

Name: Michael E. Leyer. - Beruf: Müller und Landwirt

Wohnhaft: Gemeinde Kobadin, ist berechtigt unten aufgeführte Waffen zu tragen:

Zwei japanische Gewehre mit je einem Lauf und ein Jagdgewehr Marke ‚Browning‘ mit einem Lauf.

Diese Genehmigung gibt dem Inhaber das Recht, die bestimmte Munition bei sich zu tragen, für den Gebrauch obenerwähnter Waffen. Diese Genehmigung wird auf Verlangen der Behörde vorgelegt.

Der Prefekt:

Unterschrift: Roşculet

Unterschrift des Inhabers: M. E. Leyer“,

Der Personal-Ausweis

Auch einen Personalausweis meines Onkels M. E. Leyer habe ich gefunden, mit der laufenden Nummer 43252

Überschrift: Verkehrsministerium. Darüber das Symbol: ein Rad mit Flügel.

„Reisegenehmigung

Gültig 5 Jahre bis zu neuen Verfügungen (mit Lichtbild).

Name des Inhabers: Michael E. Leyer, Kreisabgeordneter - Mitglied in der ständigen Delegation des Kreises Konstanza.“

Dem folgenden Absatz entnehme ich nur ein paar wichtige Sätze: *„Diese Genehmigung gibt, mit 50 % herabgesetzten Preis, dem Zertifikat die Gültigkeit, um dem Inhaber des Ausweises zu gestatten, auf allen Strecken der Staatlichen Rumänischen Eisenbahn, von privatem und örtlichen Interesse, vom Staat verwaltet, in Schnell- und Personenzügen zu reisen, nicht aber in Expresß- und Luxuszügen. Auf den privaten Eisenbahnen, die Teilhaber dieser Konvention sind, ist dieser Aus-*

weis gültig, wenn der Inhaber die vereinbarte Taxe zahlt. “

Ausgestellt am 13. September 1926.

Stempel und Unterschrift des Direktors: V. Dragomirescu.

Lehrerwechsel in Kobadin

Aus einem Brief vom 9. Dezember 1924, nach Braila adressiert, geht hervor, daß Lehrer Rudolf Rüb aus Kobadin das Lehramt gänzlich niedergelegt und die Fabrik (landwirtschaftliche Maschinen) alleine übernommen hat. Sein Nachfolger im Amt ist Immanuel Rösner aus Kobadin. Dieser Lehrer sowie vier weitere Männer aus Kobadin besuchten das Lehrer-Seminar in Altschau, Schlesien. Es waren dies: Albert Steinke, Fritz Hannemann und die beiden Brüder Emanuel und Otto Leyer. Der Lehrer Albert Steinke hat alle überlebt und wohnt heute, 82jährig, in Ostberlin, Kuckhoffstraße 61.

Ein neuer Pastor

In einem anderen Brief vom 14. Oktober 1926 fragt mein Vetter Berthold Leyer, damals Student im Schülerheim „Alberthaus“ in Schäßburg, Siebenbürgen, was der „neue Pastor“ macht. Damit war Pastor Hahn gemeint, der in jenem Jahr die Pfarrstelle in Kobadin angetreten hatte. Beim Lesen dieses Satzes steht wieder ein Bild vor meinen Augen: Es war ein schöner Tag, ich meine, daß es ein August- oder Septembertag gewesen ist, als unser alter Russenknecht Prochor (Prokop) von Großvater die Anweisung bekam, den Federwagen anzuspannen, um an die Bahn zu fahren, denn der neue Pastor muß abgeholt werden, der aus Bessarabien käme. Meine Tante Emilie Leyer geborene Uttecht aus Tarutino war deswegen aus Agemler nach Kobadin gekommen, denn auch sie ist Bessarabierin, und ich durfte auch mitfahren. Das war ein ganz großer Augenblick für mich, den „neuen Pastor“ als erste zu Gesicht zu bekommen. Der Zug fuhr ein und es entstieg ihm ein junger Mann mit seinen Koffern. Sonst war kein weiterer Fahrgast, der in Kobadin ausgestiegen ist. Ich war etwas enttäuscht, denn ich meinte, daß ein Pastor ein alter Herr sein müßte! Doch nachher im Federwagen war er sehr gesprächig und sehr freundlich auch zu mir, und ich war mit ihm einverstanden. Wir fuhren durch die große Hauptstraße Kobadins zum Pastorat, wo sich die Kirchenvorsteher zur Begrüßung eingefunden hatten.

Hochzeitsanzeigen

Ein Bündel ziehe ich hervor, mit vielen handgeschriebenen Zetteln, darunter auch gedruckte Karten. Damit sie nicht verloren gehen, hat meine gute Tante Elsa sie hübsch nach Datum sortiert und gebündelt. Und nun wünsche ich, daß sich diese Personen aus Kobadin, die das betrifft, freuen mögen, daß es einen Menschen gegeben hat, der diese ihre handgeschriebenen und zum Teil schön gedruckten Hochzeitsanzeigen und zugleich -einladungen aufbewahrt hat: Lydia Leyer aus Kobadin. Zuerst entnehme ich dem Bündel ein winziges Kärtchen, das die Verlobung meiner Eltern anzeigt: „Verlobte: Pauline Frank - Musubey - Emanuel Leyer - Kobadin-Sofular, 2/XI. 1918.“ Am 18. November des gleichen Jahres haben sie in

Konstanza geheiratet. Damals war noch großer Mangel an Lebensmitteln, und es wurde auf ihrer Hochzeit noch zusätzlich Mamaliga (Maisbrei) gekocht, weil das Brot knapp war.

Und nun zu den Hochzeitsanzeigen: Am 23. April 1921 wurden in der Kirche zu Konstanza der Hauptmann des 34. Artillerie-Regiments Julius Jacobi aus Schäßburg, Siebenbürgen, und die Gutsbesitzerstochter Elsa Leyer (Emanuel) aus Kobadin getraut. Die Einladung in einer Größe, wie es sich für das Paar gehörte. Von seinem späteren, schweren Schicksal in den rumänischen Gefängnissen jedoch wissen nur wenige. Bekannt ist, daß Julius Jacobi es zum Oberst im rumänischen Heer gebracht hatte und daß er ein großer Ornithologe war.

Wer in Kobadin hat nicht die Töchter des Gutsbesitzers Popa aus Caceamac (Katschamak) gekannt? Sie waren gute Freundinnen mit den Leyerstöchtern aus Kobadin. Tochter Stella hatte am 23. April 1922 den Joachim Verzea aus Hârsova geheiratet. Stella lebt heute noch.

Eine schöne gedruckte Anzeige ist dabei, von dem Brautpaar August Wilhelm und Emma Drefs aus Kobadin, die ihre Trauung am 26. Dezember 1922 um 12 Uhr in der Kirche zu Kobadin bekanntgeben.

Kleines Einkommen

Der nächsten Anzeige muß ich ein paar Worte vorausschicken: Bekanntlich hatten unsere Lehrer immer nur ein kleines Einkommen (ich weiß das aus Erfahrung). Sie waren von der Gemeinde angestellt, nicht vom Staat, und unsere kirchlichen Gemeinden waren nicht sonderlich begütert und dadurch auch nicht kräftig an Finanzen. Deshalb bekamen Pastor und Lehrer noch zusätzlich Land zum bearbeiten, oder sie ließen es bearbeiten, und auch noch einige Maß verschiedenen Getreides. Daß dem so war, merkt man an der bescheidenen und etwas kleinen Anzeige des Kobadiner Lehrers Rudolf Rüb, in der er seine Trauung am 28. September 1924 in der lutherischen Kirche zu Brienne, Bessarabien, bekanntgibt. Auch unsere einstige, von den Kobadinern sehr geschätzte rumänische Kindergärtnerin, Safta Mihăilescu, lud ein zu ihrer Hochzeit, die am 25. Oktober 1925 in Konstanza stattgefunden hat.

Weitere Einladungen

Magdalena Sandau aus Kodschalak und Andreas Hermann aus Kobadin teilen auf einer Anzeige in Schreibmaschinenschrift mit, daß sie am 12. November 1925 in Kodschalak ihre Trauung vollziehen werden und bitten, an der Hochzeitsfeier teilzunehmen.

Das nächste gedruckte Kärtchen läßt wissen, daß am 9. Mai 1926 um 6 Uhr abends Emilie Uttecht aus Tarutino, Bessarabien, und Andreas Leyer aus Kobadin in der Kirche zu Tarutino getraut werden, und bitten, sich im Hochzeitshause Maria Uttecht einfinden zu wollen. Diese Einladung erging an Karoline Leyer in Kobadin.

Nun kommt ein großes handgeschriebenes Blatt zum Vorschein. Diese Handschrift habe ich noch in Erinnerung. Sie gehört meiner Schulkameradin Else Kraus, der Mühlenbesitzerstochter aus Kobadin, die heute in den Vereinigten Staaten lebt. Sie hatte schon immer eine schöne Handschrift. Darum fiel ihr wohl auch das Amt des Schriftführers zu, nämlich die Hochzeitseinladungen für den ältesten Bruder zu schreiben: „Eduard Rösner und Frau, und Johannes Kraus und Frau, laden Sie hiermit ein, der Trauung ihrer Kinder Therese und Gotthilf, die Donnerstag, am 17. Februar um 4 Uhr nachmittags in der Kirche zu Kobadin stattfinden wird, beizuwohnen, und nach derselben sich im Hause des Johannes Kraus zum Hochzeitsmahle einfinden zu wollen. Kobadin im Februar 1927.“ Hier haben sich eine Müllerstochter und ein Müllerssohn die Hand fürs Leben gereicht.

In schöner Aufmachung gibt auch unser allseits gut bekannter und von uns ehemaligen Schülern so gefürchtete rumänische Lehrer Traian Mihăilescu, damals noch in Adschemler tätig, seine Hochzeit mit der Lehrerin Stefania Gavrilăscu aus Osmantscha bekannt. Sie wurden in der Kirche Sankt Georg in Osmantscha am 21. August 1927 getraut. Die Entgegennahme der Glückwünsche, das Festmahl und der Tanz fanden in den Sälen der Schule in Osmantscha statt. Über diesen tüchtigen und beliebten Lehrer habe ich schon so manches Wort in unserem Jahrbuch geschrieben. Seine Frau, die auch in unserer Klasse sehr oft unterrichtet hat, starb vor vier Jahren an Herzschlag, während sie sich bei einem Einkaufsbummel auf den Straßen von Konstanza befunden hat. Die besten Schüler dieses Lehrers waren die deutschen. Über sie ist er heute noch des Lobes voll.

Eine weitere schön gedruckte Einladung ist die von Herrn Corneliu Katz. Jeder in Kobadin weiß, daß er im Zentrum ein Geschäft gehabt hat. Eine Zeit arbeitete mein Onkel Wilhelm Steinke (langjähriger Schriftführer unserer LM) mit ihm zusammen. Herr Katz lädt zu seiner Trauung ein, die am 6. Dezember 1931 mit Ecatarina Florian im Hause des Neculae Florian in der Gemeinde Major Chiriacescu stattfand. Trauzeugen war der damalige rumänische Lehrer aus Sofular, Constantin Petrovici, den alle Deutschen aus Sofular noch gut in Erinnerung haben.

Eine Brautmädchlagschicht

Hier ist eine Einladung zu einer Hochzeit, auf der ich zum ersten Male als Brautmäde (Brautjungfer) gehen durfte. Bei uns war es Brauch, daß man erst konfirmiert sein mußte, um dieses ehrenvolle Amt ausüben zu dürfen. Und weil ich am 1. April 1934 konfirmiert worden war, durften ich und meine Kusine Gertrud am 23. Oktober 1934 zum erstenmal auf der Hochzeit unserer Verwandten Elsa Klett aus Kobadin und Rudolf Linz aus Konstanza, in neuen, weißen Kleidern, die von einer rumänischen Schneiderin in Murfatlar genäht wurden, als Brautmädchen gehen. Aber welch ein Hin und Her, ein „Theater“ im wahrsten Sinne des Wortes es da gegeben hat, bis wir endlich diese „Hochzeitskleider“ fertig hatten! Wir mußten zweimal zur Anprobe nach Murfatlar fahren. Und da nur von Kobadin ein Bus (der Türke Nail) über Murfatlar nach Konstanza fuhr, konnten wir von Sofular aus nur mit dem Pferdewagen dorthin gelangen. Mein Onkel Andreas Leyer, der Vater meiner Kusine, verband dann unsere Schneiderinnenfahrt mit seinen geschäftlichen Abwicklungen in Konstanza. Da hieß es, um drei Uhr früh aufstehen.

Wir dösten nachher auf unserem Sack Stroh im Wagenkasten, hinter Onkels Sitz, weiter. In Murfatlar ließ er uns beide bei unserer Tante Olga Steinke (Tuchfabrikanten) absteigen, und er selbst fuhr weiter in die Stadt. Am frühen Nachmittag kam er zurück, lud uns beide wieder auf und fuhr heim nach Sofular. Wir aber mußten bis zu seiner Rückkehr aus der Stadt bei der Schneiderin alles erledigt haben, was unsere Tante ja auch getan hatte. Da saßen wir zwei Brautmädla-Anwärterinnen nun wieder hinter Onkels Sitz im Wagenkasten, auf unserem Sack gefüllt mit Stroh! Das „stuckerte“, holperte, polterte und schüttelte uns ganz anständig durcheinander.

Scheue Pferde

Und wenn dann noch zu allem Unglück ein paar Autos und Lastwagen an uns vorbeigefahren sind, krochen wir schnell ganz tief in den Wagenkasten und kamen erst wieder hervor, wenn die Staublawine sich verzogen hatte. Onkel mußte jedesmal die Leine ganz fest anziehen und halten, denn oftmals scheute ein Pferd, wenn so ein donnerndes Gefährt uns überholte, dazu noch hupte, und zwar ganz eindringlich, weil es Spaß machte, Pferde scheu zu machen. Es geschah aber zuweilen auch, daß die Pferde beide scheuten, mit dem Wagen ausrissen und mit uns ins Feld jagten, ungeachtet des Grabens, der sich auf beiden Seiten der Chaussee dahinzog. Oder sie jagten wie „wilde Drachen“ (sagten wir) über die Schotterhaufen, die am Straßenrand gelegen und zur Ausbesserung der Chausseelöcher dienen sollten. Da lagen die beiden Brautmädla im Wagenkasten und hielten eine Todesangst aus! Aber wir trösteten uns: „Macht nix, bald hat d'Elsa Hochzeit, und die Hauptsache ist, daß wir unsere schönen, seidenen Kleider anziehen dürfen.“ Und das ausgestandene Martyrium der Schneiderinnenfahrt nach Murfatlar und das frühe Aufstehen waren vergessen.

Die letzten Hochzeitsanzeigen aus meinem Kaschta

Ich wende mich wieder den Hochzeitsanzeigen in meinem Bündel zu, den letzten aus meinem Kaschta. Ein Umschlag, der mit einer Briefmarke von 1 Leu freigemacht ist, mit dem Abbild König Karls II., und mit einem „Timbru de aviatie“ von 50 Bani. Auf der inliegenden Karte heißt es: *„Zu der am 3. Juni in Amara (Bessarabien) stattfindenden Trauung unserer Tochter Ida Veigel mit Herrn Arnold Steinmann, sowie zu dem sich daran anschließenden Hochzeitsmahl laden hiermit höflichst ein, die Eltern Ida und Gottlieb Steinmann, Klara und David Veigel, Amara im Juni 1937.“*

Ein Jahr später, am 10. September 1938, brachte die junge Frau ihr erstes Kind zur Welt, einen Sohn, an dessen Geburt sie verblutete, weil die rumänische Hebamme (die moaşa) nicht sorgsam umgegangen war. Sie wurde auf dem Friedhof in Horoslar, bei Konstanza, begraben. Ich besuchte 1974 ihr Grab, auf dem massenhaft die lila Strohblumen blühten.

So konnte ich weitermachen. Das Bündel, das ich wieder geordnet vor mir liegen habe, enthält viele Schicksale. Welchen Weg wohl das Leben jedem Paar gewiesen hat zu gehen? Viele von den genannten Personen sind längst nicht mehr

unter uns. Manche liegen in der Erde unserer alten Heimat. Ich habe sie alle gekannt. Es waren Menschen in deren Gemeinschaft ich aufgewachsen bin. Menschen, die mir nahe gestanden, auch jene, mit denen mich keine Verwandtschaft verband. Es waren „unsere Leute“ aus unseren Dörfern, jeder von ihnen war ein Glied in der Gemeinschaftskette.

„Ein Zettel geht um“

Wenn jemand verstarb, nahm das ganze Dorf daran Anteil. Lag der Tote über den Sonntag aufgebahrt, gab es der Lehrer im Anschluß an die Lesepredigt im Gottesdienst bekannt. Erfolgte es unter der Woche, schrieb der Kobadiner Lehrer oder auch der Pastor die Anzeige und Beerdigungszeit auf drei Zettel, und nach dem Schulunterricht gab er drei Schülern je einen in die Hand. Der eine Schüler mußte seinen Zettel bei der Familie Friedrich Ohlhausen abgeben, die an der Kreuzstraße bei der Schule wohnte, und der zweite bei der Familie Friedrich Würth, die auf der anderen Straßenseite wohnte, über die Kreuzstraße bei der Kirche. Und bei jeder dieser Familien mußten sie sagen, daß der Zettel dem folgenden Nachbarn weitergereicht werden soll. So kamen diese beiden Zettel mit der Todesanzeige rechts und links durch beide Häuserreihen Kobadins. Auch in den oberen Dorfteil gab der Lehrer mit einem Schüler den dritten Zettel mit, der auch dort von Haus zu Haus gereicht wurde. „Ein Zettel geht um“ sagten wir daheim. Oft wurde er auch durch den Garten zum Fenster, meistens zum Küchenfenster, des Nachbarn getragen. Von Fenster zu Fenster, welch einfache Art der Kommunikation! Wer hätte schon Geld gehabt, um sich in Konstanz teure Todesanzeigen drucken zu lassen! Dazu reichte auch die Zeit nicht aus.

Alte Quittungen

Ich lege das Bündel mit den Hochzeitsanzeigen wieder in meinen Kasten und nehme einen Briefumschlag heraus, mit der Handschrift meines Großvaters Michael Leyer: „Olgas Rechnung, was sie an Vermögen bekommen hat.“ Großvater schrieb „gotisch“, sehr schön und sehr korrekt. Der Inhalt ist eine Quittung, ausgestellt von der „Transilvania“, eine Bank für Handel und Industrie, Zentrale Bukarest, Nebenstelle Konstanz. Es wird darin bestätigt, daß Herr Eduard Krause von dieser Bank den Betrag von 13 000 Lei erhalten hat, auf Anordnung des Michael Leyer, senior, Kobadin. Dessen Unterschrift und Datum: „Eduard Krause, Konstanz, 16. II. 1924.“ Eine zweite, kleinere und handgeschriebene Quittung, wieder von Eduard Krause ausgestellt und unterschrieben, bestätigt, daß Genannter 10 000 Lei von Michael Leyer zur Übergabe an Herrn Paul Steinke, Tarutino, erhalten hat. Konstanz, den 7. VI. 1924.“ Auf beiden Quittungen hat mein Großvater vermerkt: „Für Olgas Möbel.“ Diesen beiden Quittungen ist zu entnehmen, daß meine Tante damit eine ganz schöne Summe in ihre Ehe mitbekommen hatte, außer den 65 ha Ackerland und der Wäsche, die sich ja jedes Mädchen bei uns angeschafft hat. Daß dem so war, konnten viele sehen, wenn sie als Gast in diesem wohlhabenden deutschen Fabrikantenhause in Murfatlar weilen durften. Nicht jedes Mädchen konnte eine solche mitbekommen. Ich stecke nachdenklich die beiden Quittungen wieder an ihren alten Platz. Welchen Weg ist auch diese deutsche

Familie gegangen? Auch ihr blieb nichts erspart an Leid und Not. Ihr Anwesen in Murfatlar steht nach wie vor gut erhalten. Wer diese Familie gekannt hat, weiß um ihre Rolle als Deutsche, die sie in Murfatlar gespielt hat. Die beiden Kinder leben in Dresden und Chemnitz, heute Karl-Marx-Stadt.

Besuch einer höheren Schule

Einige von unseren Jungen und Mädchen aus der Dobrudscha, deren Eltern in der Lage waren ihren Kindern eine höhere Schulbildung angedeihen zu lassen, kamen nicht nur nach Bukarest, Bessarabien oder auf eine einheimische rumänische höhere Schule, sondern auch nach Siebenbürgen: nach Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Klausenburg und auf die Ackerbauschule in Mediasch. Jede Schule hatte ihre bestimmte Uniform, wie auch unsere rumänischen, an der man sofort erkennen konnte, welche Schule der betreffende Schüler gerade besucht, ob es nun das Gymnasium in Schäßburg war, die Mädchenschule in Tarutino, Bessarabien, oder die Ackerbauschule in Mediasch oder sonst irgend eine andere. Ich fand zwei Fotos in meinen alten Briefsachen. Das eine zeigt Vetter Berthold Leyer in der Uniform des Schäßburger Gymnasiums und das andere meinen Vetter Titus Leyer (gefallen in Rußland) in der Uniform der Mediascher Ackerbauschule, die aber eher einer siebenbürgisch-sächsischen Tracht gleicht.

Ausflug in den Murfatlarer Wald

Es ist in unserem Jahrbuch schon wiederholt geschrieben worden, daß der Murfatlarer Wald eine kleine Oase der Erholung für alle umliegenden Dörfer war. So mancher Feiertag bei Rumänen, Deutschen und Türken wurde, hauptsächlich von der Jugend mit großem Zulauf im Murfatlarer Wald gefeiert. Und weil ich selbst unzählige Male in diesem Wald viele unterhaltsame Spiele mitgespielt habe und sehr oft dort spazieren gegangen bin, hat mich ein alter Brief, der in meinem Kaschta dahin schlummert und einst am 9. Mai 1923 geschrieben worden war, wieder in jenen Wald versetzt, und wie ein Film rollt ein dort verbrachter Tag, bei Essen, Spiel und Tanz, an meinem geistigen Auge vorüber. In diesem Brief kam ein ehemaliger Lehrer aus Kobadin auf den Gedanken, mit seinem Bekanntenkreis aus Kobadin und Konstanza einen Sonntag bei Unterhaltung, Essen und Trinken im Murfatlarer Wald zu verbringen. Er regte an, daß die Damen fürs Eßbare sorgten und die Herren für die Getränke. Während die Teilnehmer aus Konstanza es leicht hatten und mit dem Zug nach Murfatlar anreisen konnten, mußten die Kobadiner mit Pferd und Wagen kommen, denn sonntags verkehrte kein Bus. Jedoch, meinte er tröstend, die 16km von Kobadin nach Murfatlar gar „nicht so lang“ wären.

Lustige Zettelchen

Das Leben in unseren Dörfern wäre wohl etwas zu still, um nicht zu sagen langweilig verlaufen, wenn es nicht auch ab und zu mal etwas zu feiern gegeben hätte und somit auch etwas zum Lachen. Die Jugend suchte sich am Sonntag ihre Spiele selber aus, doch muß gesagt werden, daß in vielen evangelischen Dörfern das Tanzen z. B. früher sehr verpöblich war. Als meine Tanten noch jung waren, gingen sie in

die Singstunde (Kirchenchor), in den Jugendverein, machten Handarbeiten (sticken und dergleichen mehr) und verkehrten untereinander mit kleinen Briefchen und Zettelchen, wenn sie sich etwas mitteilen wollten, die von einer Magd oder einem Knecht hin und her getragen wurden. Natürlich nicht während der Arbeitszeit, das geschah abends und ohne Wissen der Eltern. Und so ein paar kleine Briefe habe ich auch in meinem Kaschta gefunden. Nach so vielen Jahren erfreuen einen diese harmlosen Zettelchen und über so manches mußte ich herzlich lachen und meinte, daheim zu sein! Welche Unbekümmertheit und Humor spricht aus ihnen! Kein Vergleich mit den Zettelchen der heute erst Vierzehnjährigen, die in den Schulklassen während des Unterrichts kursieren. Eins der alten Zettelchen ist mit dem Siegel meines Großvaters zugeklebt gewesen: „M. Leier, Comuna Cobadin, Plasa și Județul Constanta, România.“ Und in diesem Zettel steht: „*Heide (so viel wie „los“, „Kkromm“, „du“ usw.), gib m'r Äpfel. Hascht vielleicht au Muckagift (Fliegengift)? Geh, borg m'r doch wenigstens eins, m'r kann jo net mol recht esa, so viel sen dren, ohn heit kriegt m'r se doch net raus.*“ Wer weiß nicht von dieser Fliegenplage daheim? Es ist doch sonderbar, daß wir es schon vergessen haben! Wenn hier eine Fliege sich in der Küche verirrt, läßt man nicht nach, bis man sie zur Strecke gebracht, weil sie einen nervös macht und man ihre Gegenwart als „unhygienisch“ empfindet. Wer hat daheim danach gefragt? Im Zusammenhang mit den „Fliegen“ ist dieses Wort gar nicht gebraucht worden!

Borgen und aushelfen

Wie sehr sich unsere Leute untereinander geholfen haben, besonders in Krankheitsfällen, beweist dieser Zettel: „...*bischt krank, on muscht obadrei au noch hongra. Ich schick D'r jetzt a bißle Supp on wensch D'r gute Besserung.*“ Oder ein anderer Zettel: „*Kannst Du mir mit einer 10-Lei-Briefmarke für nach Deutschland aushelfen? Vielleicht auch mit einem Briefbögele? Aber ebbes Gscheits! Kriegschst au a Tepfle Milch, du Michel, einer Du! Dein Willem.*“ Die beiden Elsas, Leyer und Klett, unterschrieben sich mit dem Vornamen ihrer Väter, um Spaß zu haben! Wahrscheinlich „standen“ (Ruhezeit der Kühe vor dem Kalben) unsere Kühe gerade, und so brachte uns die Magd von Großtante Klett öfter „a Tepfle“ Milch rüber.

Andere Zettel enthalten verschiedene Bitten. Ein Neffe schreibt: „*Geh, sei so gut, und borg mir 30 kg Mehl. Rösners Mühle ist kaputt und mein Weizen kann erst in der Nacht gemahlen werden. J.*“ Ein Vetter aus Murfatlar: „*Schicke meine Fuhre mit Weizen, welcher bei Dir bleiben soll, bis ich komme. Der Knecht soll bei Geschpedin meine Spreu laden und nach Hause kommen. Wenn Du Mais hast, borge mir bitte noch einen Sack voll. P.*“ Dieser Geschpedin war ein tatarischer Halbbauer meiner Tante Steinke aus Murfatlar. Seine Söhne leben heute noch in Kobadin, und ich stehe mit ihnen in Verbindung, zumal sie in der rumänischen Volksschule in Kobadin meine Klassenkameraden waren. - Folgender Zettel hat mir großen Spaß gemacht: „*Sei so gut und gib dem Anton (seinem Knecht), wenn Du hast, 10 Lei. Ich tät heut abend eine Flasche Wein trinken und eine ‚Zigar‘ dazu rauchen. Besten Dank, wenn Du hast und Gruß, wenn du nichts hast. J.*“ Ein anderer Neffe möchte wiederum 4 Maß Gerste, zur Saat, und 500 Lei für ein paar Tage. Am Schluß meint er: „... *ich mach Dir auch wieder mal was Gutes.*“

Geldknappheit

Anhand dieser und noch verschiedener anderer Zettel kann man feststellen, daß unsere Leute gar oft, trotz ihres vielen Landes, keinen Leu in der Tasche hatten. Die Gründe waren mannigfaltiger Natur: Entweder es war eine Mißernte, oder die Ernte war noch nicht gedroschen, oder aber man hatte noch keine Frucht (Getreide) verkauft, weil man bessere Preise abwarten wollte. In solchen Zeiten war dann immer nur so viel vorhanden, wie man für den täglichen Unterhalt benötigt hat, und das hatte die Frau, die Bäuerin, durch den Verkauf von Eiern, Butter, Kuhkäse und Rahm herein gewirtschaftet.

Maisverkauf

Weil ich beim Getreide bin, ziehe ich einen Zettel vor, obwohl er nach seinem Datum in eine viel spätere Zeit gehört. Der Kopf des Zettels trägt folgende Überschrift: „*George Broasca, Cereale (Getreide) Constanta - Cobadin - Ciobanita (Adschemler). 8. Januar 1932.*“ Wegen Platzmangel bringe ich den Wortlaut sogleich in deutsch: „*Geehrtes Fräulein Lydia. Ich bitte Sie sehr, den Mais, den ich von Ihnen gekauft habe, an die Bahn nach Adschem zu bringen. Wenn Sie mehr gerebbelten Mais haben und wünschen, mir mehr zu geben, als das Geld ausmacht, das Sie bekommen haben (5000 Lei), können Sie ihn bringen. Ich bezahle Ihnen den höchsten Preis nach der Übergabe des Maises. Den Preis machen Sie mit mir in Kobadin oder Adschem, wo Sie wollen. Den zusätzlichen Mais, den Sie evtl. bringen werden, begleiche ich sofort. Ich bitte Sie aber dringend, die Überbringung des Maises nicht zu vergessen, denn ich habe hier am Bahnhof eingetragene Waggons, mit deren Einladung ich bereits begonnen habe und so erwarte ich, daß Sie den Mais bringen. Mit Hochachtung, G. Broasca.*“ Auch hier muß ich wieder sagen: „Wer von den Kobadinern hat diesen Getreidehändler nicht gekannt?“ Eine Person, die zu unserer Zeit, als wir noch daheim waren, zu den bekanntesten Kobadinern gehört hat.

Getreidepreise

Und so setze ich denn mit dem Getreide und seinen Preisen fort. Ein blaues Schulheft in meinem Kaschta, auf dessen Etikett des Umschlagblattes geschrieben steht: „English Compositions, Selecta. H. v. Seydlitz.“ (Das Heft stammte von der Kobadiner Pfarrfrau, 1923 - 1924, die eine geborene von Seydlitz war, eine Adlige in Kobadin!)

Wenn nun jemand glaubt, daß ich ihm englische Aufsätze vorlegen werde, irrt er. Auch mir erging es anfangs so. Doch beim Aufschlagen der ersten Seite sehe ich nichts von englischen Schulaufgaben, sondern finde sämtliche Seiten vollgeschrieben mit Eintragungen über Ernteerträge, Einnahmen, Getreidepreise und -verkäufe, Dreschmaschinen- und Pferdepacht, Drescharbeiterlöhne, wieviel Weizen zu Mehl gemahlen wurde, wieviel Gerste zu Schrot usw. usf. Diese Eintragungen beginnen im Jahre 1930. Ich habe mich schon des öfteren in dieses Heft vertieft, denn es läßt den Leser wissen, was meine Tante Lydia Leyer gesät, geerntet und verkauft hat, wer ihre Halbbauern waren und wie die Preise der einzelnen Ge-

treidearten damals gelegen haben. Vielleicht interessiert es den einen oder anderen unserer ehemaligen Dobrudschabauern und ich greife daher einige Posten heraus: „Ernte 1930. Ein Teil der Ernte meiner Tante betrug im Sommer 1930:

20 000 kg	Gerste - 2.10 Lei	10 000 kg	Gerste - 2.40 Lei
30 000 kg	Gerste - 2.20 Lei	20 000 kg	Gerste - 2.70 Lei
42 000 kg	Raps - 3.25 Lei	20 000 kg	Gerste - 2.45 Lei
1 475 kg	Sommerraps - 3.25 Lei	600 kg	Hederich - 3.- Lei

Notizen von 1932

Eine Eintragung aus dem Jahre 1932 zeigt, daß der Hirse damals 1,40 Lei das Kilo gekostet hat. Mais hatte meine Tante 9 000 kg gelagert, ebensoviel an Gerste und Hafer. Letzterer hat 1,80 Lei das Kilo gekostet. In einer Notiz vom 27. August 1932 ist ersichtlich, daß sie 4 000 kg zur Saat und 6 000 kg zum Verkauf liegen ließ, davon dann 2 000 kg zum Preise von 1,80 Lei das Kilo verkauft hat. Am 29. Oktober und 28. Dezember 1932 hat sie über 3 000 kg Hirse verkauft für 1,40 Lei das Kilo.

Preise 1936

Es ist überaus fesselnd, zu lesen, wie peinlich genau meine Tante Lydia die verschiedenen Erträge, Einnahmen und Ausgaben aufgeschrieben hat. Ich entnehme noch ein paar aufgezeichnete Preise, die auch mir ein Begriff waren:

„1 Kilo Maismehl kostete 3.- Lei, 1 Sack Spreu kostete 7,50 Lei, 1 Sack Häcksel kostete 20.- Lei, 1 Kilo Gerstenmehl kostete 4,40 Lei, 1 Maß Mais kostete 40.- Lei.“

Frühjahrssaat 1936

Noch ein wenig blättere ich in meinem gefundenen Heft. Am 4. Januar 1936 hat meine Tante mit einem Betrag von 38 Lei den Feldschütz in Sofular bezahlt. Am 12. Mai wurde 1 Maß Mais der Gemeinde Sofular gegeben. Und nun folgen Eintragungen über Getreideausgaben an ihre Häftbauern (Halbbauern) für die Frühjahrssaat: am 18. März wurden 27 Maß = 392 Kilo Leinsamen gesät, auch Gerste und Hafer wurden ausgegeben. Es folgen die Auslagen, die sie beim Leinsamensäen hatte: 1 Mann je Tag 20.- Lei, 2 Pferde für den Tag 60.- Lei. Dann kommt noch die Pacht für Sämaschine und Walze. 3 Männer und sechs Pferde haben 3 Tage lang geackert, gesät und gewalzt: Hopp, Pahl und Rudolf Jans. Ab 18. April wurde Mais, der „Pferdezahn“, zur Saat ausgegeben, am 9. Mai Mohheu und Hirse. Am 1. Mai hatte meine Tante von dem Mühlenbesitzer Eduard Rösner 15 Maß Mais zum Pflanzen geborgt, und J. Schwenk aus Sofular hat ihn gesät. Am 29. September begann man mit der Herbstsaat und meine Tante notierte Raps und Weizen.

Die Hälftbauern

Es sind noch weitere Eintragungen gemacht worden über Saatgutausgabe, Verborgenen von Frucht, Landackern und Säen. Nun folgen die Namen ihrer Hälftbauern, an die sie Frühjahrssaat ausgegeben hatte: Emanuel und Adolf Hopp, Gottfried Radomski, Rudolf Jans, Jakob Schon, Niculae Costache, Jakob Bossert, Ardeleanu, Martin Nagel, Mihail, Schönemann, Marcu, Voiculescu, Mahler, Lydia Schon, Nietschke und Abduraman, ein Tatare, den ich 1965 bei meinem ersten Besuch in der alten Heimat angetroffen hatte und der damals Flurschütze in Sofular war. Oben angeführte Namen und ihre Träger sind mir von Kindesbeinen an bekannt, und sie klingen meinen Ohren vertraut. Sie wohnten in Sofular, Kobadin und Casicea.

Act de partaj (Teilungsakt)

Als Jahre nach der Flucht am Horizont ein kleiner Schimmer von einer „Wiedergutmachung“ an uns Flüchtlinge aufleuchtete, fing ein jeder von uns an, zu überlegen, was er eigentlich daheim in der Dobrudscha besessen hatte. Und viele von unseren ehemaligen Bauern konnten so manches nicht mehr genau angeben, weil sie die Unterlagen ihres Vermögens in den Wirren der Flucht verloren haben. Wer im Protektorat angesiedelt war, bekam sie von den Tschechen abgenommen, zerrissen oder wurden vor ihren Augen in den Schmutz getreten. Tiefflieger der Amerikaner, die regelrecht „Jagd“ auf unsere Trecks gemacht haben, brachten uns auch um unsere Sachen und Dokumente von daheim. Einzig und allein die Umsiedlungs-Unterlagen der DUT (Deutsche-Umsiedlungs-Treuhandgesellschaft) blieben erhalten, die dann bei der Vermögens-Schadensfeststellung maßgebend waren. Um so mehr empfinde ich es wie ein Hohn des Schicksals, wenn ich 25 Jahre später in meinem geerbten Kaschta einen „Act de partaj voluntar“ (freiwilliger Teilungsakt) finde, in dem haargenau der Anteil eines jedes Kindes am Vermögen meines Großvaters vom Tribunal Konstanza aufgezeichnet ist, und zwar bis in die kleinsten Einzelheiten. Was nützt er mir heute? Was nützt mir auch der große Landplan des Gutes in Sofular, der den Kopf trägt: „Mogia (Gut). M. Leier in Sofular?“ Dafür der verstorbenen Tante heute Vorwürfe machen? Vielleicht hat er noch den Wert, in unserem Dobrudscha-Archiv aufbewahrt zu werden.

Landwirtschaftliche Maschinen

Ich kenne jedes Inventarstück, das in diesem Teilungsakt aufgeführt wird. Ob es die Dreschmaschine von Lanz war, die Traubenmühle und -presse, der Schollenschneider, die Zentrifugalpumpe für den Brunnen, die große Kutsche mit den Gummirädern und dem Baldachin, die Großvater nur zu besonderen Anlässen anspannen ließ, der Maisrebbler, die große Dezimalwaage im Magazin, die Weinbergspritze, der große, schwere Amboß und der Blasebalg in der Schmiede, der kleine Federwagen, mit dem ich fast täglich mit Großvater nach Sofular auf die Felder fahren durfte, die Sä- und Haumaschine, die Strohpresse (Marke „Welger“), die Lokomobile für die Dreschmaschine, die Treibhausfenster unserer Gärtnerei mit Pumpe, Rohren und Motor, - ich könnte noch weiter aufzählen, aber manchem Leser wird es wie eine Übertreibung vorkommen, wie ein erdachtes Märchen. Ja,

heute kommt es auch mir wie ein Märchen vor und die Überschrift dazu könnte lauten: „Es war einmal.“ Und je mehr ich in diesem Akt studiere, überfällt mich noch immer das Heimweh nach Sofular, obwohl ich weiß, daß dort Fremde wohnen und uns nichts mehr gehört, obwohl ich weiß, daß sich auf dem Grabe meiner Mutter Hühner, Hunde, Schweine und Kühe tummeln!

Das Kühenachtreiben

Ich komme noch einmal auf das blaue Wirtschaftsheft meiner Tante Lydia zurück. Auf einer Blattseite des Heftes sind die Einnahmen von ihren Kühen eingetragen, die sie selbst gemolken hat. Diese Eintragungen wie auch die vorhergehenden Getreide-Eintragungen heimeln mich sehr an. Weiß ich doch von alldem, und kannte ich doch auch ihre Kühe! Wie oft riß sie mich des morgens früh um vier aus meinem süßesten Kinderschlaf, besonders in den Ferien, da war es schon zur Regel geworden, um ihre beiden Kühe, Florica und Rote, und den kleinen launischen und verspielten Stier Florian zur Herde ihres Bruders Emanuel (der sein Vieh auf den eigenen Feldern hüten ließ und nicht zur großen Gemeindeherde trieb) aufs Feld nachzutreiben. Der Hirte aber spielte meiner Tante allmorgendlich den Streich und trieb immer früher aus, als er uns gesagt hatte. Außerdem trieb er jeden Morgen in eine andere Gegend, so daß ich oft mit den Kühen wieder nach Hause kam, weil ich ihn nicht finden konnte.

Auf den Stoppelfeldern

Die Sonne war noch lange nicht aufgegangen, wenn ich mit den drei behörnten Vierbeinern los trieb. Die Hunde vom Kantonhäuschen am Friedhof bellten auf, wenn ich mit ihnen die Schienen an der Barriere überschritt. Auch die armen kleinen Haubenlerchen stoben erschrocken aus ihrem nächtlichen Versteck in den Furchen, wenn ich mit Tante Lydias Kühen angejagt kam. Manches mal waren meine Plagegeister übermütig und jeder fegte auf und davon in eine andere Richtung, mit kräftig ausschlagenden Hinterbeinen und hochgestellten, drohend umsichschlagenden Schwänze. Wie klein und hilflos und zugleich machtlos kam ich mir da vor! All mein Rufen, Schreien und Weinen halfen nichts, sie machten, was sie wollten und fühlten sich sehr wohl dabei. Und so ein Nachtreiben dauerte oft Stunden, wußte ich doch die Richtung nicht, in die der Hirte getrieben hatte. Und wenn die Felder schon abgeerntet waren, war das Kühenachtreiben die größte Marter für mich. Die Getreidestoppeln brachten einem die Füße zum Bluten, denn wir gingen ja im Sommer immer barfuß. Und wenn ich 50 Jahre später, und genau wieder in den großen Schulferien diese alten Eintragungen mit der Überschrift „Einnahmen von meinen Kühen“ lese, so habe ich sofort diese drei von mir so verhaßten und von Tante Lydia so verwöhnten „Hornviecher“ vor Augen und die Stoppelfelder, auf denen die wilden und dornigen Brombeeren wucherten und in deren Ranken ich mich Dutzende von Male verfangen habe und längs hingeschlagen bin, so daß auch noch meine Arme und das Gesicht zerkratzt waren und mein Kleidchen zerissen.

Zerschundene Füße

Hatte ich dann endlich die Herde gefunden, machte ich schon in einer größeren Entfernung kehrt, denn die vielen bissigen Hunde, die Leyers Kuhhirt stets mit sich führte, durften mich nicht erblicken. Aufatmend und leise vor mich hinweisend, suchte ich einen Feldweg, der eine Grasnarbe in seiner Mitte hatte, die weich wie ein Teppich war und meinen zerschundenen Füßen wohltat. Ab und zu hielt ich inne, leckte mir die Tränen ab, nahm eine Handvoll des feinen Staubes, der in der tief ausgefahrenen Wegrinne von den unzähligen eisernen Reifen der Wagenräder, die täglich hier fuhren, so fein wie Mehl gemahlen war, und ließ ihn ganz langsam durch meine Finger auf die blutenden Wunden meiner Füße rieseln. Das war unser bestes Mittel, das Blut zu stillen. Und ich meinte heute noch die schmerzenden Füße zu spüren, besonders die beiden großen Zehen, die sommers immer eine dicke Kruste als Kuppe hatten, und die vielen Tränen, die mir über die Backen gelaufen sind, die ich damals der Kühe wegen vor Schmerz und Wut vergossen habe.

Früh morgens

Heute noch ist es mir, vereinzelt Hähnekrähen, Hundegebell und Kälberbrüllen, das vom Dorfe zu mir herübertönte, zu hören. Der Friedhof - wir sagten „Kirchhof“ - an dem ich auch allmorgendlich vorbeigekommen bin, lag still im aufgehenden Tag, und die Kreuze leuchteten so weiß. Ich guckte kurz zur Mauer, die den Friedhof einfriedete, hinter der meiner Großeltern Kreuz hervorragte, und ich hatte das Gefühl, daß sie mich sehen. Wie schön war das doch, trotz allem! Es war etwas Wunderbares, trotz der Last der Arbeit, so früh am Morgen im Felde zu sein, wenn der Tau noch wie glitzernde Glasperlen an den einzelnen Gräsern und Stoppeln hängt, die Lerchen trillernd und jauchzend sich in die taufrischen Lüfte schwingen und man Gottes Odem so nahe zu spüren vermeint. So nahe den Tieren und der Natur, wie damals als Kind beim Kühenachtreiben, war ich nie mehr in meinem späteren Leben. Und wenn ich dann heimgekehrt, schon am Strohschober oder vor dem Stall unsere Mieze hervorschleichen sah, mit dem Frühstück bereits im Bauche vom nächtlichen Mäusefang, und sie mir so munter entgegenhüpfte und mit ihrem weichen, samtenen Schwanz einmal um meine Beine gestrichen hat, wenn am Hühnerstall der Stein vom Loch bereits weggeschoben war, und die Hühner so friedlich einzeln herausgeströmt sind, die Gänse und Enten schnatternd die Tür des Magazins belagert hatten, weil sie von dort täglich zweimal ihre Körner bekamen, und unser weißer Rehpinscher Hella auf der Haustreppe eingerollt gelegen hat und mein Kommen mit einem schlaftrunkenen, kurzen Aufheben seines schönen, zierlichen Köpfchens zur Kenntnis genommen, dann fiel mir das Kühenachtreiben wie eine schwere Last von meiner Kinderseele. Und ich ging in meine Kammer, die ich mit meiner Tante Elsa teilte, warf mich, so schmutzig ich war, auf Tante Lydias dunkelgrünes Ledersofa, das da stand. Mit der Überzeugung, auch etwas Großes, den Erwachsenen gleich, getan zu haben, und dem seligen Gefühl des Geborgenseins in unserem Haus, in unserem Hof, ja, in unserem Dorf zu sein, schlief ich noch einmal fest ein, wissend, daß am anderen Morgen sich alles wiederholen wird, ja, wiederholen muß, um unserer selbst und des Lebens willen.

Wenn der Herausgeber des Jahrbuches mir im nächsten Jahr an dieser Stelle wieder ein Plätzchen einräumen kann, werde ich Ihnen, sehr verehrter Leser, auch noch die letzten Sachen aus meinem geerbten Kaschta hervorholen, denn da ist noch so allerhand Interessantes von daheim dabei, und Ihnen etwas darüber erzählen.

„Die träge Teilnahmslosigkeit eines Volkes endet immer mit der Mißachtung seiner Einrichtungen und mit dem Verlust seiner Freiheit.“

Gottfried Keller